

Badische Landesbibliothek Karlsruhe

Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe

Der Volksfreund. 1901-1932 1931

160 (14.7.1931) Unterhaltung, Wissen, Kunst

Unterhaltung * Wissen * Kunst

Die Rache des Betrogenen

Von Anton F. Tschow.

Lew Sawitsch Turmanow, der Besitzer einer jungen Gattin und einer mächtigen Kasse, spielte bei einem seiner Freunde an dessen Namenstag Tarok. Nachdem er bereits etliche Partien verloren hatte, erinnerte er sich plötzlich, schon lange keinen Schnaps getrunken zu haben. Er stand also von den Karten auf und schob sich gravitätisch zwischen den Spieltischen in den Salon hinaus, wo die Jugend gerade tanzte. Hier klopfte er mit jovialem Lächeln einem mageren Apotheker auf die Schulter, sagte ein paar scherzhafte Worte und schlich dann durch eine kleine Tür zum Büfett. Er hatte ein Gläschen schon hinter die Binde gegossen und war gerade im Begriffe, ein Stück laftigen Bering auf die Gabel zu schieben, als er hinter der Wand ein Gespräch vernahm.

„Gut, einverstanden“, sagte dort mit entschlossenem Tonfall eine Frauenstimme. „Wann könnte das aber sein?“

„Meine Gattin!“, flüsterte Lew Sawitsch leise. „Mit wem sprichst du denn?“

„Sobald es nur irgendwie möglich ist...“ erwiderte ein klangvoller Bariton. „Heute geht es wohl nicht und morgen bin ich den ganzen Tag im Büro.“

„Das ist Diatiarow!“, erkannte Lew Sawitsch nach der Stimme einen seiner Freunde. „Aber auch du, mein Sohn Brutus? Hat sie dich schon geheiratet? Mein Gott, was für ein unerträgliches Weib... Nicht einen Tag kann sie ohne Liebhaber sein!“

„Ja, morgen bin ich befreit“, lachte die Männerstimme fort. „Wenn du aber willst, so schreib mir ein paar Zeilen... Ich werde glücklich sein, von dir eine Nachricht zu bekommen... Nur mühen wir unsere Korrespondenz irgendwie regeln. Man muß etwas erfinden. Mit der Post die Briefe zu befördern, wäre nicht gerade ratsam. Denn schreibe ich dir, so könnte dein Truhbald den Brief vom Postboten übernehmen; schreibe ich aber du mir, dann ist es sicher, daß der Brief meiner Gnädigen in die Hände fällt und sie ihn öffnet.“

„Wie soll ich das machen?“

„Wir müssen die Sache irgendwie raffiniert einfädeln. Sich der Dienboten bedienen, geht ebenfalls nicht, denn dieser Schmerbauch ist ja ohne Zweifel mit eurem Diener und den Stubenmädchen im Einverständnis... Aber warte... Jetzt ist mir das Richtige schon eingefallen. Morgen, punkt sechs Uhr werde ich im Stadtpark sein, wo ich auf der Rückkehr aus dem Büro einen meiner Kollegen treffen soll. Wenn du mir also schreiben willst, dann lege bis dahin deinen Brief in die Marmornische, links von der weinumrandeten Laube.“

„Ich weiß, in welche, ich weiß...“

„Das wird praktisch, zugleich aber auch poetisch und neu sein... Weder dein Bettwams, noch meine Donna werden etwas erfahren. Verstehst du mich, Schatz?“

Lew Sawitsch trank noch ein Gläschen und kehrte dann wieder zu seinem Kartentisch zurück. Die Entdeckung, die er soeben gemacht hatte, verleitete ihn weder in Gedanken, noch in Empörung oder Fränkung, denn längst schon betrachtete er die Liebhaberei seiner kochenden Gattin nur noch mit einem ironischen Lächeln. Aber diesmal war es ihm dennoch zu viel; die Ausdrücke Diatiarows wie Truhbald, Schmerbauch und Bettwams hatten kein Selbstgefühl verleiht.

„So eine Kanaille“, dachte er, indem er seinen neuerlichen Spielverlust notierte. „Wenn wir uns auf der Gasse treffen, dann macht er, als wäre er mein bester Freund, flüstert die Zähne und tätschelt mich auf den Bauch; hinterwärts aber handelt er mit meiner Frau an und nennt mich Truhbald und Bettwams...“

Je mehr Lew Sawitsch über seine körperlichen Fehler nachdachte, desto stärker empfand er die ihm zugefügte Beleidigung.

„Ausschluß!“, dachte er und erbrach während dabei die Kette. „So ein geschwiegelter Dummkopf... Wenn ich mich einlassen wollte mit ihm, ich würde ihm schon zeigen, was ein Schmerbauch imstande ist.“

Während des Abendessens mußte er sich Gewalt antun, um ruhig zu erscheinen, denn Diatiarow hatte es förmlich darauf abgesehen, ihn mit einem Wut von Fragen zu überschütten: Ob er gemonnen habe? Warum er so traurig sei? usw., ja, er fand sogar die Kühnheit, seiner Frau Vorhaltungen zu machen, warum sie auf das Wohlbehagen ihres Mannes nicht besser achtete. Und sie, als wäre nichts geschehen, schaute lächelnd ihren Gatten an, sicherte und plapperte wie ein unschuldiges Kind.

Nach Hause zurückgekehrt, fühlte sich Lew Sawitsch unzufrieden, hatte das Gefühl, als hätte er zum Nachtmahl nicht Kalbsbraten, sondern einen alten Stiefel verzehrt.

Am liebsten möchte ich den Kerl oberheizen oder ihn öffentlich beschimpfen“, dachte er. Und er zog auch in Erwägung, ob es nicht ratsam wäre, Diatiarow zu fordern und im Duell wie einen Spaten niederzuschlagen, bzw. ihn bei einem seiner Vorgeleiteten auszuweisen oder in die Urne eines Unappetitlichen, Stinkendes zu legen — zum Beispiel eine krepierte Ratte... .

Lange ging Turmanow in seinem Schlafzimmer auf und ab und verfluchte sich seinen Kummer mit derartigen Träumen. Plötzlich aber blieb er stehen und schlug sich an die Stirn.

Als die Frau schon schlafen gegangen war, setzte sich Lew Sawitsch an den Schreibtisch und brachte nach langem Nachdenken mit verstellter Schrift das folgende zu Papier: „An den Kaufmann Dulinow. Geehrter Herr! Sie werden hiermit aufgefordert, bis 6 Uhr nachmittags des morgigen Tages, das ist der 12. September, in die im Stadtpark befindliche Marmornische (links des mit Wein bewachsenen Pavillons) den Betrag von 200 Rubel zu hinterlegen. Sollten Sie dem nicht entsprechen, dann sind Sie dem Tod geweiht und Ihr Galanteriegeschäft wird in die Luft fliegen.“

Als er diesen Brief beendet hatte, machte Lew Sawitsch einen Freundensprung.

„Gut erfunden, was?“ murmelte er und rieb sich die Hände. „Wunderbar! Eine bessere Rache könnte auch der Satan nicht erfinden! Natürlich wird die elende Krämermeise Angst bekommen und sofort die Behörden verständigen. Polizisten werden darauf zum festgesetzten Zeitpunkt bei der Urne dem angeleglichen Erpresser aufkauern und halt seiner den Herrn Liebhaber erwischen, wenn er sich den Brief halt!... Nach einigen Tagen wird sich seine Schuldlosigkeit zwar aufklären, aber bis dahin wird er sitzen, wird eingesperrt sein und leiden... Bravo!“ Lew Sawitsch frantierte den Brief, worauf er ihn persönlich zum Postkasten trug. Dann legte er sich mit einem letzten Lächeln schlafen, und er schlief so wohligh wie schon lange nicht. Frühmorgens aufgewacht erinnerte er sich sofort seines Planes; es war ihm da so fröhlich zumute, daß er seine untreue Gattin sogar freiließte. Auf dem Wege ins Büro und dann bei der Arbeit lächelte er fortwährend, denn er stellte sich die Situation Diatiarows vor, sein Entsetzen, wenn ihn die Polizisten daheim würden... .

Gegen 6 Uhr abends hielt er es nicht mehr aus und lief in den Stadtpark.

„Aha!“ dachte er, als er einem Wachmann begegnete. „Bei der weinumrandeten Laube setzte er sich hinter ein Gebüsch und wartete, die Augen stierig auf die Urne gerichtet. Seine Ungeduld hatte keine Grenzen.“

Pünktlich um 6 Uhr kam Diatiarow und schien in der besten Seelenverfassung zu sein. Den Hut unternehmungslos auf der Seite geschoben, rief er ein Liedel und rauchte eine Zigarre... .

„Warte, du Kerl, gleich wirst du den Schmerbauch kennen lernen“, jubelte Turmanow und rieb sich die Hände.

Diatiarow trat an die Urne heran und versenkte ihn ihr mit fauler Gebärde die Hand... Lew Sawitsch betrachtete ihn mit herabgesehene Augen... Der junge Mann zog aus der Urne ein kleines Paket heraus, betrachtete es von allen Seiten, suchte mit den Fingern und schien im höchsten Grade erstaunt zu sein. Er hatte dem Mädchen zwei lichtblaue Banknoten entnommen!

Langsam betrachtete Diatiarow diese Scheine. Dann suchte er nochmals mit den Fingern, steckte die Noten in die Tasche und sagte: „Danke.“ Der unglückliche Lew Sawitsch hörte dieses „Danke“. Den ganzen Abend stand er dann gegenüber dem Laden Dulinows, schwang drohend die Faust in der Richtung des Firmenzeichens und murmelte vor sich:

„Glender Krämer!... Blöder, nichtsnutziger Teufel!...“

Der dicke Herr an meinem Tische fragt die dicke Dame neben ihm: „Wollen wir nicht auch gehn, Dorju?“ Doch sie nicht: „Ja, wenn die Sonne weg is, wirds mir immer zu gald hier oben.“

Er sieht darauf die Brieftasche und ruft: „Gammrjäre, badare!“

Der Kellner versteht das natürlich nicht. Dringender ruft der Dicke: „Gammrjäre, badare!“ Der Kellner harri träumerisch nach der Sonne. Da nimmt der Dicke ein Fünflirestück, klofft damit auf den Marmor des Tisches und ruft, nein: brüllt, zum drittenmal: „Gammrjäre, badare!“

Der Kellner kommt sofort angeflutet: „Signore...?“

„Badare!“ jagt der Dicke mit beleidigtem Gesicht.

„Badare!“ schreit der Dicke und zeigt dem Kellner das Geldstück.

Ein freundliches Grinsen überzieht das Gesicht des dienstbaren Geistes: „Ah, il Signore vuol pagare! Certamente...“

„Ah, badare!“ mordet der Dicke das schöne Wort „Pagare“ weiter. Und jant darauf zu Dorschen: „Das hab awr lange gedauert, bis der das begriff hat!“ Worauf der Kellner zu allerliegendem Erstaunen erklärt: „Sie habbn zwei Gaffe und ein Schbiagin Guchn, nich wahr?“

„Ja“, nickt der Sachse. „Sachn Se mal, Sie schbrechen wohl Deublich?“

„Ja, freilich, Signore!“

„Wo ham denn Sie das gelernt?“

„Ja, hier in Boaljn. Da hab mich doch so viel mid Deublich zu tun, und da hame ich mir abmd in den zehn Jahren angewend, Hochdeublich zu schbrechen. Hier vorgebrn doch so viele Herren aus Leibsch, und da hame ich das abmd mid der Zeit gelernt.“

Der Dicke darauf zu seiner Frau: „Hibsch gann der das, nicht wahr, Dorju? Und vollkommen ohne Hassent!“

Allerlei

Saftpflichtversicherung der Rundfunkteilnehmer

Es ist immer noch nicht zur Genüge bekannt, daß die Reichs-Rundfunk-Gesellschaft mit Wirkung vom 1. Januar 1929 ab zugunsten sämtlicher postfällig angemeldeten Rundfunkteilnehmer eine Haftpflichtversicherung abgeschlossen hat. Diese Versicherung ist für den Rundfunkteilnehmer selbst kostenlos. Sie umfaßt alle Schäden, die durch die Rundfunkempfangsanlage einschließlich der Hochantenne verursacht werden, soweit es sich um Schäden handelt, die dritten Personen entstehen und für die der Besitzer der betreffenden Empfangsanlage auf Grund gesetzlicher Haftpflichtbestimmungen oder auf Grund von Verträgen mit Haus- oder Grundbesitzern haftpflichtig ist. Der Besitzer der Rundfunkanlage kann sich also seinem Haus- oder Grundbesitzer gegenüber ohne weiteres verpflichten, für Personenschäden bis zu 100 000 M. und für Sachschäden bis zu 25 000 M. aufzukommen, die im ursächlichen Zusammenhang mit dem Besitz, der Verwendung und der Unterhaltung der betreffenden Rundfunkempfangsanlage entstehen. Bis zur Höhe vorgenannter Beträge sind die Rundfunkteilnehmer durch die Reichs-Rundfunk-Gesellschaft versichert. Merkblätter über die kostenlose Haftpflichtversicherung der Reichs-Rundfunk-Gesellschaft werden dem Rundfunkteilnehmer seitens der Briefträger beim erstmaligen Einschreiben der Gebühren ausgedrückt, außerdem sind sie bei jedem Postamt erhältlich.

Rundfunk-Jahrbuch 1931. Herausgegeben von der Reichs-Rundfunk-Gesellschaft, Berlin. 434 Seiten mit 248 Abbildungen und vielen Zeichnungen. In Ganzleinen 2,90 M., Union Deutsche Verlags-Gesellschaft. Zweimonatliche Ausgabe Berlin SW 19. — Die Reichs-Rundfunk-Gesellschaft bringt loben das Rundfunkjahrbuch 1931 heraus. Dem Jahrbuch sind wieder sehr viel Raum gelassen. Rundfunk-Kommissar Dr. Eberow steuert eine gedankreiche Rede bei, die er auf der Wiener Rundfunktagung gehalten hat. Der Breslauer Rundfunkintendant Bischoff umreißt die geistige Lage des Rundfunks, während Intendant Dr. Hans Fleisch seine Gedanken zur Aufzeichnung des Hörspiels auf Schallplatte und Film entwirft. Zur Geschichte des Rundfunks werden wieder einige wertvolle Beiträge geliefert. So erzählt Graf Arco von seinen Erlebnissen als junger Funkpionier in Satorn, Professor Dr. Gian schreibt über die Entwicklung und die Anwendungsgebiete der ultrakurzwellen Wellen. Das Rundfunkjahrbuch 1931 will für jeden Hörer, dem es darauf ankommt, über den Rundfunk sich auch Gedanken zu machen, ein Wegweiser sein.

Der Sprachgewandte Kellner

Ich sitze in dem kleinen Café der Piazza aragora in Capri und lebe nach der Sonne, die eben hinter den Monte Solaro taucht. Am liebsten ruft ein Gast den Kellner: „Camerie, pagara!“ („Kellner, zahlen!“).

ALOIS NOLD
DIE HOLLE
VON CAYENNE
Tagebuchaufzeichnungen eines ehem. Fremdenlegationsrats
Verlag: Verlagsdruckerei Volksfreund GmbH, Karlsruhe
Nachdruck verboten

Aus den Palmenblättern sind Menschen geworden, die sich sofort auf die Burden werfen. Der Menschenjäger, der mit dem Gewehr im Anschlag dasteht, ist der erste, der seine Waffe wegwirft und Hände hoch macht. Er ist auch der erste, der vergessen muß, welche eine hinterlistige schurkische Tat er beabsichtigt. Seit Komfise mußte aufsehen, wie er mit den Fuchsinmessern bearbeitet und nach Erledigung ins Wasser geworfen wurde. Auf meinen Befehl mußte der andere die Handflächen losmachen. Raum war die letzte Fessel gelöst, da wurde auch er niedergemacht und in den Fluß geworfen. Das Kanu füllten wir mit Wasser und verließen es. Wenige Minuten später war alles wieder ruhig, wie vorher. Aus Freude über die gelungene Abwehr des Ueberfalls drückten wir uns die Hände und umarmten uns. Die beiden Ruderblätter des Kanus benutzten wir jetzt zum Rudern und brachten dadurch unser Floß rascher vorwärts.

Auf holländischem Gebiet
Die Sonne verfinstert langsam hinter den Palmen, wir erreichen vor Einbruch der Nacht das jenseitige Ufer des Maroni, verlassen unser Floß und betreten holländisches Gebiet. Freil! Freil! Freil! Welch ein Gefühl der Freude überwältigt uns.
Aber, noch sind wir im Urwaldgebiet! Noch liegt eine große Strecke vor uns, die wir durchschneiden müssen, um zu der ersten menschlichen Siedlung zu gelangen. Bevor wir das Ufer des Flusses verlassen, lassen wir unser Floß auf den Fluß treiben. Dann sieben wir einen Kilometer waldbewaldet, um unser erstes Nachtlager auf holländischem Gebiet aufzuschlagen. In kurzer Zeit brennen unsere Nachtfenster und auch das Lager ist einigermaßen in Ordnung. Die erbeuteten Gewehre mit Munition der Menschenjäger leisten uns gute Dienste. Willi und ich gehen zusammen auf den Viridganga. Wir wollen versuchen, irgend ein Tier zu schießen, um wieder einmal Fleisch zwischen die Zähne zu bekommen. Nicht weit von unserem Lager treffen wir einen großen Affen an, der gravitätisch auf einem Ast sitzt und uns anguckt.

Willi will schießen. Ich will auch schießen. Was ist da zu machen. Wir einigen uns, daß wir beide zu gleicher Zeit losknallen.
Wir laden, legen an, drücken ab und im gleichen Augenblick fällt schon der Affe auf den sumftigen Waldboden herab. Vorsichtig nähern wir uns dem Tiere, um festzustellen, ob es auch wirklich tot ist. Mit meinem Gewehrlofen stoße ich ihn an, drehe ihn auf die andere Seite. Wir haben auf getroffen, eine Ruessel war durch den Kopf, die andere durch die Brust gegangen. Wir freuten uns königlich über diesen Erfolg, nahmen unsere Beute auf und brachten sie stolz nach dem Lager.
Alle freuten sich auf den kommenden Braten am Spieß. Die ganze Gesellschaft will auf einmal schlächter sein. Jeder will den Affen abschießen und ihn natürlich auch ausweiden.
Bald hängt der Schimpanse am Spieß und broseht. Der Braten sieht recht appetitlich aus und wird von uns mit unieren ausgehunerten Mägen mit Wohlmut verzehrt. Seit wir die Gewehre haben, gibt es fast täglich Wild. Einmal Affen, dann die begehrten Perlhühner und sogar eine Petardi, ein kleines Wildschwein, haben wir einmal erlegt.



Grab im Urwald
Schon lange sind wir wieder auf dem Marfche. Es geht jetzt besser wie drüben, jenseits des Maroniflusses, auf transösischem Gebiet. Aber trotz alledem, der Tod verfohrt uns auch jetzt noch. Am 27. Märztag verlieren wir unseren zweiten Kameraden. Auch er ist ein Opfer des Malariafiebers. Er wird von uns in Blätter gebettet und beigesetzt. Querst hat es unieren Freund Walther aus Harburg gepackt und jetzt einen weiteren Gefährten aus Düsseldorf. Wer wird wohl der nächste von uns sein? Oder soll uns nun das Glück beschlehen sein, daß wir alle beisammen bleiben können?
Wir hoffen immer, endlich eine menschliche Behausung anzutreffen. Mühsam und aller Arbeit überdrüssig kühnen wir uns vorwärts, immer weiter durch den Urwald, durch die Widnis und die Sümpfe. Vor einigen Tagen glaubten wir ein besseres Marfchgelände gefunden zu haben, aber bald war alles wieder gleich schlecht und unangenehm wie früher. Wilde Tiere gibt es hier in Massen, die gefährdeten Moskito sind in großen Schwärmen unsere fähigen Begleiter.
Schüler, unser Kamerad aus Schwerin, wird auch vom Fieber geodt. In einem unübersehbaren Sumpfgelände machen wir halt. Was tun? Wir können wohl durchkommen. Aber Scharen von Krokodilen besetzen die Gewässer. Darum verjuchen wir auf großen Umwegen um die ungesunden Sümpfe herumzukommen.
Wir bahnen uns mühsam einen Weg durch ein Gebiet, in dem es von Schlangen wimmelt. Ueberall sehen wir diese gefährlichen Reptilien an den unteren Ästen der Urwaldriesen hängen. Nur unter Beachtung größter Vorsicht kommen wir weiter. Oft müssen wir ausweichen, haltsmachen, Ausschau halten; denn die Schlangen können ungeniert den Ästen der Bäume, so daß sie nur schwer zu erkennen sind. Aber wir gewöhnen uns an alles, auch an dieses Hindernis.

Affenmenschen
Wir liegen wieder einmal an unserem Lagerfeuer und rufen aus und schauen uns. Sind wir denn noch Menschen? Fürchterlich erschunden sind wir am ganzen Körper. Nicht einen einzigen Fleden können wir mehr feststellen, der nicht hoch geschwellen ist oder eine rissige Wunde aufweist. Nicht ein Feden Stoff hängt mehr an unserem Körper. Keine Fußbekleidung bedeckt mehr unsere aufgerissenen Füße. Schmutzig, häßlich und unkenntlich sehen wir aus. Ich will dem Freunde aus Wiesloch, namens Decardie, etwas sagen, und spreche dabei den Kameraden Käbs aus Nürnberg an. Wir kennen uns nicht mehr. Ich könnte meinen vor Mitleid mit den Kameraden und bin dabei gleichfalls in derselben Verfassung wie sie.